



Nachrichten aus Mission EineWelt und den Partnerkirchen der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern

Was wirkt und wie geht's weiter?

Die diesjährige Tagung der Dekanatsmissionsbeauftragten und -pfarrer*innen war geprägt von Grundsatzfragen und Veränderungen

Wie kann die internationale kirchliche Partnerschaftsarbeit im Rahmen der Evangelisch-Lutherischen Kirche weiterhin gut oder gar besser gelingen, angesichts des umfassenden Strukturwandels, in dem sich die Kirche derzeit befindet und auch in den nächsten Jahren noch befinden wird? – Dieser Frage stellten sich von 7. bis 9. November 2025 die Teilnehmenden der Konferenz der Dekanatsmissionsbeauftragten (DMB) und -pfarrer*innen (DMP) der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern (ELKB), die von Mission EineWelt organisiert wird. Zunächst stand das Konzept der Wirkungsorientierung auf dem Programm.

Die Wirkung kirchlichen und sozialen Engagements ist nicht zufällig, sondern im Gegenteil planbar und messbar. Das meint zumindest die Beratungsagentur Phineo, die zur Veranschaulichung ihrer These eine siebenstufige „Wirkungs-

treppe“ entwickelt hat. Kernaussage: Die meisten Akteur*innen hören auf, ihre Arbeit zu betrachten, sobald eine Zielgruppe ein für sie entwickeltes Angebot angenommen hat. Ob die Mitglieder der Zielgruppe ihr Bewusstsein und sukzessive ihr Verhalten, ihre Lebenslage und letztlich die Gesellschaft verändern, werde oft nicht beachtet, so das Konzept.

Die Dekanatsmissionsbeauftragten und -pfarrer*innen setzten sich am 8. November einen Vormittag lang mit dem Phineo-Modell auseinander. In Kleingruppen übten die Teilnehmenden, Partnerschaftsbegegnungen unter Wirkungsgesichtspunkten zu planen – ohne Druck, Resultate präsentieren zu müssen.

Bei der folgenden Missions- und Partnerschaftskonferenz, die ebenfalls fester Teil der Tagung ist, knüpfte Hans-Martin Gloël vom Referat für Ökumene und Weltverantwortung der ELKB in seinem Bericht



Foto: Thomas Nagel

Wichtige Institution in der Partnerschaftsarbeit: das Präsidium der MiPaKo

an die vormittägliche Themenarbeit an. Wirkungsorientierung liege voll im Trend, bestärkte er die Teilnehmenden. Wenn jemand gut vernetzt sei, in der bayerischen und in der weltweiten Kirche, dann seien das die DMBs und DMPs, betonte er.

Editorial

Liebe Leserinnen und Leser,

ist die Wirkung von kirchlicher Arbeit messbar und wenn ja, wie? Diese Frage wird zurzeit in unserer Kirche immer öfter gestellt. Neben den dazu notwendigen Instrumenten braucht es vor allem Offenheit und Unvoreingenommenheit. Für uns als Zentrum für internationale Partnerschaften der ELKB sind dies wichtige Komponenten unserer DNA. Wir leben davon, dass wir anderen Menschen mit Offenheit und Liebe begegnen – mit ihnen leben, arbeiten, feiern sowie von ihnen und mit ihnen lernen. Dazu gehört aber auch die kritische Nachfrage, wie sich diese Grundhaltung im Leben und Arbeiten auswirkt.

Deshalb sind auch neue Konzepte für uns erstmal spannend, auch wenn manche ihrer Titel abschreckend wirken mögen. Ob und inwiefern eine neue Herangehensweise, ein neues Denkmodell, neue Inhalte und Strukturen sinnvoll und nützlich sind, können wir erst vernünftig entscheiden, wenn wir uns möglichst vorurteilsfrei mit ihnen beschäftigen.

Die Frage, ob kirchliche Arbeit messbar ist, hat kürzlich auch die Tagung der Dekanatsmissionsbeauftragten und -pfarrer*innen beschäftigt. Schauen wir zu wenig hin, ob und wie unsere Arbeit wirkt? Und vor allem, wie können wir Wirkung in Verbindung mit unserer Arbeit erkennen? Und was davon ist auf welche Weise messbar? Die Teilnehmenden der

Tagung haben angefangen, wirkungsorientierte Konzepte auszuprobieren. Was wir im Rahmen unserer Projektarbeit mit den Partnerkirchen einführen, zieht also schon weitere Kreise. Wir sind sehr gespannt, was es bewirkt.

Herzlich,
Ihre und Ihr

Dr. Gabriele Hoerschelmann
Direktorin

DMin Hanns Hoerschelmann
Direktor

Aber: „Dennoch müssen wir uns fragen: Was bewirkt das? Und wie kommen wir über den Kreis der Engagierten hinaus?“

Was die künftigen Strukturen der kirchlichen Partnerschaftsarbeit angeht, referierte Gloël: „Die Aufgaben der Ökumene sollen in einem neuen Kompetenzzentrum zusammengefasst werden. Sie können an verschiedenen Standorten wahrgenommen werden, etwa Neuenhettelsau, Nürnberg, München.“ Zu den damit verbundenen inhaltlichen Zielen gehöre die Entwicklung einer „neuen Kultur des Zusammen Denkens und Zusammenarbeitens“.

Der Samstagabend stand im Zeichen von Abschied und Aufbruch. Manfred Kurth, Leiter des Referats Begegnung weltweit von Mission EineWelt, das unter anderem die internationale Partnerschaftsarbeit in den Kirchengemeinden und Dekanaten berät und unterstützt, wurde in den Ruhestand verabschiedet. Offiziell neu begrüßt wurden der Pfarrer Emmanuel Kileo, seit September Studienleiter für Dekolonialität, Antirassismus und Dialog, und die Diakonin Arlete Prochnow, seit 15. Oktober Fachreferentin für Lateinamerika.

Thomas Nagel



Foto: Thomas Nagel

Abschied und Ankommen: MEW-Direktor Hanns Hoerschelmann mit Manfred Kurth, Arlete Prochnow und Emmanuel Kileo (v.l.n.r.)

Premiere für den Klima-Krimi

Pilotversion wurde bei der Langen Nacht der Wissenschaften getestet



Foto: Thomas Nagel

Premiere für den Klima-Krimi bei der Langen Nacht der Wissenschaften: Christian Pfliegel vom Entwickler*innenteam mit zwei Teilnehmenden.



Die Geschichte von Nora Grün wird weiter erzählt. Nachdem es im Konsumkrimi um die sozial-ökologischen Problemlagen in der Handyproduktion ging, und darum, wie diese global fairer und nachhaltiger gestaltet werden könnte, ist die ebenso innovative wie engagierte Unternehmerin in den Journalismus gewechselt und befasst sich im neuen Klima-Krimi mit dem menschengemachten Klimawandel und insbesondere auch mit Möglichkeiten, diesen aufzuhalten.

Die Pilotversion des Klima-Krimis wurde erstmals bei der Langen Nacht der Wissenschaften am 25. Oktober 2025 in Nürnberg vorgestellt. In der Evangelischen Hochschule Nürnberg nutzten viele Interessierte die Möglichkeit, das interaktive Lern- und Erlebnisspiel zu testen. Das Entwickler*innenteam um Christian Pfliegel und Gisela Voltz aus dem Referat Bildung Global sammelte wertvolle Hinweise für den letzten Schliff am neuen Spiel.

Und die Teilnehmenden hatten sichtlich Spaß am Recherchieren, Forschen und Tüfteln.

An der Technischen Hochschule Nürnberg Georg Simon Ohm wurde wieder der Konsumkrimi angeboten. Zahlreiche Besucher*innen der Langen Nacht stellten sich den Herausforderungen des digital-analogen Escape Rooms. Einige spielten nicht nur das Spiel, sondern brachten ihre ausgedienten Handys mit, um sie in die Sammelbox der Handyaktion Bayern einzuwerfen und damit für die nachhaltige Verwertung der Geräte zu sorgen.

Gisela Voltz/tn



<https://mission-einewelt.de/bildungsmaterial/konsumkrimi/>



<https://mission-einewelt.de/kampagnen/handyaktion-bayern/>

Demokratie ist nicht selbstverständlich

Studierende aus dem Globalen Süden im Dialog über Teilhabe und Wandel in ländlichen Regionen

Ein Dorf mit schlechter Busverbindung in Mittelfranken. Eine mangelhafte Internetverbindung im Schwarzwald. Eine abgelegene Region in Äthiopien ohne Zugang zu sauberem Trinkwasser. Und ein ländliches Gebiet in China, in dem Bildung und medizinische Versorgung nur schwer erreichbar sind. Unterschiedliche Länder und Herausforderungen – und doch tauchen immer wieder ähnliche Fragen auf: Wie gelingt gesellschaftliche Teilhabe, wenn grundlegende Ressourcen fehlen? Wo beginnt Demokratie, wenn staatliche Strukturen fragil sind? Und was braucht es, damit junge Menschen sich einbringen und ihre Zukunft aktiv mitgestalten können?

Globale Fragen, lokale Antworten

Mit diesen Fragen im Gepäck kamen im Juni 2025 rund 30 internationale Studierende aus 14 Ländern in das Evangelische Bildungszentrum (EBZ) Pappenheim. Im Rahmen eines STUBE-Seminars tauschten sie sich über Teilhabe, Demokratie und das Leben in ländlichen Räumen aus – in Deutschland und weltweit. Veranstaltet wurde das Seminar von STUBE Bayern in Kooperation mit der Evangelischen Fachstelle für Ländliche Räume (Hesselberg). Gefördert wurde es durch die Arbeitsgemeinschaft der Evangelischen Jugend in Deutschland (aej) im Auftrag des Bundesministeriums für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (BMZ).

Pappenheim als Praxisort: Vom Bürgerhaus zur politischen Teilhabe

Dass Pappenheim mehr als nur Tagungsort war, wurde schnell deutlich. Beim Vortrag der 3. Bürgermeisterin Christa Seuberth im „K14 Haus der Bürger“ erhielten die Teilnehmenden Einblicke in lokale Formen von Mitgestaltung. Für viele

war es eine überraschende Erfahrung: „Es ist beeindruckend zu sehen, wie viel Bewegung und Verantwortung von so einem Bürgerhaus ausgeht“, sagte ein Student aus Kenia. „Das zeigt, dass auch kleine Orte viel bewirken können, wenn Menschen zusammenkommen und sich engagieren.“

Demokratie – eine Frage der Organisation?

In den anschließenden Workshops wurde deutlich: Demokratie ist keine Selbstverständlichkeit, sondern ein Prozess, der Organisation, Vertrauen und Räume zur Beteiligung braucht, wie Pascal Hanisch von Profil Zeigen e.V. betonte. Die Studierenden diskutierten, wie demokratische Teilhabe konkret aussehen kann und zogen Parallelen zu ihren Herkunftsländern, in denen die Rahmenbedingungen herausfordernd sind. Eine Studentin aus Kamerun berichtete: „In meinem Heimatland gibt es zwar Wahlen, aber wegen Korruption kaum echte Mitsprache. Das Seminar hat mir gezeigt, dass Demokratie viel mehr ist – ein dauerhafter Dialog, der gepflegt werden muss.“

Globale Perspektiven als Lernchance

Einen besonderen Wert hatte für viele der internationale Austausch. Ob aus Iran, Eritrea, Ghana, Syrien oder Mongolei – die Studierenden brachten ganz unterschiedliche Erfahrungen aus ländlichen Regionen mit. Im Workshop mit der Pappenheimer Kreisrätin Anette Pappler berichteten sie von den Folgen des Klimawandels, von fehlender Gesundheitsversorgung, aber auch von kreativen Formen der Selbstorganisation. So wurde Pappenheim zum Ort des globalen Lernens. Die Studierenden verglichen nicht nur Strukturen, sondern suchten nach gemeinsamen Ideen und übertragbaren Ansätzen.

Engagement kennt keine Landesgrenzen

Am Ende stand für viele Teilnehmende nicht nur die Erkenntnis, wie viel sie voneinander lernen können, sondern auch, dass Engagement keine Landesgrenzen kennt. „Dieses Seminar hat mir Mut gemacht, mich stärker einzubringen“, sagte ein Student aus Marokko. „Es ist inspirierend zu sehen, wie junge Menschen aus so vielen Ländern gemeinsam für Teilhabe und nachhaltige Entwicklung eintreten.“ Viele der Studierenden nehmen so nicht nur neues Wissen mit, sondern auch Motivation – für Engagement in Deutschland, in ihren Herkunftsländern und überall dort, wo Menschen gemeinsam ihre Zukunft gestalten wollen.

Peter Schlee/Katharina Heilmann

STUBE – Bildung mit globalem Blick

Das Projekt STUBE ermöglicht Studierenden aus Afrika, Asien, Lateinamerika und Osteuropa den Austausch über globale Zukunftsfragen. Ziel ist es, nicht nur akademisches Wissen zu vermitteln, sondern nachhaltiges Engagement der Teilnehmenden zu fördern. Seit über 25 Jahren bringt STUBE so Menschen zusammen, die mit ihren Erfahrungen, Ideen und Visionen zu einer gerechteren Welt beitragen wollen. Trägerin in Bayern ist Mission EineWelt, gefördert wird das Programm maßgeblich von Brot für die Welt.

Weitere Infos:

STUBE Bayern: www.stube-bayern.de | instagram: @stube_bayern

Evangelische Fachstelle für Ländliche Räume: <https://ebz-hesselberg.de/dienste-und-einrichtungen/evang-fachstelle-laendliche-raeume/>

Einblick in einen besonderen Ort

Besuch im Frauengefängnis von Keerom

Der Regierungsbezirk Keerom liegt in der politisch zu Indonesien gehörigen Provinz Papua auf der Insel Neuguinea. Von hier aus sind es zwei Autostunden bis zur Grenze des unabhängigen Staats Papua-Neuguinea (PNG), zu dessen lutherischer Kirche, der Evangelisch-Lutherischen Kirche von Papua-Neuguinea (ELC-PNG), die Evangelisch-Lutherische Kirche in Bayern langjährige partnerschaftliche Beziehungen pflegt. Deshalb gehöre auch ich als Leiterin der Pazifik-Informationsstelle bei Mission EineWelt und Co-Vorsitzende des Beirats des Westpapua-Netzwerks zu einer 21-köpfigen Gruppe von Frauen aus Asien, Afrika und Europa, die auf Einladung der „Gereja Kristen Injili di Tanah Papua“ (GKI-TP, Evangelische Christliche Kirche im Land Papua) zu einem Solidaritätsbesuch in Papua unterwegs sind.

Die Menschenrechtssituation im indonesischen Teil der Insel Neuguinea mit seinen sechs Papua-Provinzen (zusammengefasst als „Westpapua“) ist seit über 60 Jahren angespannt. 1962 war den damals noch rund vier Millionen indigenen Papua von den damaligen niederländischen Kolonialherren die staatliche Unabhängigkeit versprochen worden. Aber der indonesische Staat betrachtete diesen Teil der Insel Neuguinea als indonesische Provinz und verlebte sich mit Unterstützung der USA Westpapua ein. Der Volksentscheid von 1969 mit seinem einstimmigen Ergebnis für den Verbleib im indonesischen Staat gilt als extrem manipuliert. Die folgenden Jahrzehnte waren von Widerstand der indigenen Bevölkerung gegen die indonesische Verwaltung und Repressionen durch indonesische Sicherheitskräfte geprägt. Seit 1970 kommt es zu massiver Transmigration von Indonesier*innen anderer Landesteile nach Westpapua, die die Zusammensetzung der Bevölkerung deutlich verändert hat. Indigene Papua, die sich als Teil des pazifischen Kulturraums der Melanesier*innen sehen, machen bereits



Auch für Nicht-Inhaftierte offen: die Kirche der JVA Keerom

seit 2010 weniger als die Hälfte der derzeit etwa 5.4 Millionen Einwohner*innen Westpapas aus.

Trotz der Vielfaltigkeit der Bevölkerung Westpapas mit über 250 indigenen Bevölkerungsgruppen mit eigenen Sprachen und Traditionen einen die Papua ihre Erfahrungen von Menschenrechtsverletzungen, Marginalisierung und Rassismus. Darunter leiden vor allem Frauen, die stark in traditionellen Rollenmustern leben und deren Leben sich häufig noch um die drei „K“ - Kinder-Küche-Kirche - dreht. Die mitgliederstärkste protestantische Kirche in Westpapua ist die GKI-TP; die in Kirchenkreise unterteilt ist, die jeweils einem Superintendenten oder einer Superintendentin unterstehen. Die Frauenordination gibt es bereits seit Jahrzehnten, und viele Frauen entscheiden sich unter anderem wegen des hohen gesellschaftlichen Prestiges für ein Theologiestudium an der theologischen Hochschule in Abepura. Kirchliche Leitungsämter werden überwiegend von Männern ausgeübt. Die neue Generation von Theologinnen zwischen 25 und 35 Jahren drängt jedoch zusehends in die vorderen Rei-

hen und fordert Führungsverantwortung in Kirche und Gesellschaft ein. Diesen selbstbewussten jungen Frauen war der Solidaritätsbesuch von uns Frauen aus Afrika, Asien und Europa wichtig. Mit unserem puren „Vor-Ort-Sein“ und unseren Projektbesuchen in der Region rund um die Provinzhauptstadt Jayapura vermitteln wir der GKI-TP und der einheimischen Bevölkerung, dass ihr Kampf um Würde, körperliche Unversehrtheit und Selbstbestimmung innerhalb des von Militärs gewaltvoll reglementierten Alltagslebens außerhalb ihres Landes wahrgenommen und medial thematisiert wird. #AlleysonPapua hieß nicht umsonst eine sehr erfolgreiche Kampagne in den sozialen Medien, die den Blick der Weltöffentlichkeit auf Binnenvertriebene, Opfer von Gewalt und Rassismus und staatlicher indonesischer Willkür richten sollte.

Mit unserem Besuch in der Justizvollzugsanstalt Keerom wollen wir den 44 dort inhaftierten Frauen Mut zusprechen. Die GKI-TP hat die seelsorgerliche Begleitung der Insassinnen übernommen mit Seelsorge, Einzelgesprächen und der Lei-

tung des Gefangenenchors. Die Sozialarbeiterinnen sind Angestellte der Gefängnisverwaltung und bieten Kurse an, um Frauen nach der Entlassung solide Einkommensmöglichkeiten zu verschaffen. Die Frauen sitzen oft über Monate ein, bis ihr jeweiliger Fall vor Gericht verhandelt wird. Wer Geld hat, kann sich einen Anwalt leisten, doch die meisten bekommen nur eine*n Pflichtverteidiger*in zur Seite gestellt. Im Gespräch erfahren wir, warum die Frauen einsitzen: Einige haben Drogen über die Landesgrenze geschmuggelt und mit dem Geld die Schulgebühren oder medizinische Behandlungen für ihre Kinder gezahlt. Andere sitzen wegen Kapitalverbrechen wie Mord ein, weil sie keine andere Möglichkeit sahen, ihr Leben und das Leben ihrer Kinder vor gewalttätigen (Ehe-)Männern zu schützen. Wieder andere haben Regierungsgelder veruntreut, um Projekte und Organisationen indigener Papua damit unterstützen zu können. Einige Frauen wirken traumatisiert. Sie nehmen zwar an unseren Gesprächsrunden teil, verhalten sich aber still und melden sich nicht zu Wort.

Der Gefängnisalltag ist anders als in Deutschland: 20 Frauen teilen sich einen „Wohnblock“ mit unverschlossenen Zellen, in die sie nur zum Schlafen zurückkehren müssen. Tagsüber können sie sich auf dem Gelände frei bewegen. Es gibt Selbstversorgerinnen-Küchen, Waschräume und Werkstätten mit verschiedenen Angeboten. Schwierig ist die Wasserversorgung. Die Frauen müssen ihr tägliches Trinkwasser beim Gefängnispersonal kaufen. Das Geld dafür verdienen sie sich mit dem Verkauf von Kunsthandwerk. Dafür dürfen einige Frauen das Gefängnis verlassen und ihre im Gefängnis angefertigten Waren auf Märkten anbieten. Auch der Tante-Emma-Laden vor den Gefängnistoren wird von den Häftlingen betrieben.

Familienangehörige dürfen bis 20 Uhr die Insassinnen besuchen und an allen Angeboten teilnehmen. Bis zum 2. Lebensjahr dürfen Kinder bei ihren Müttern bleiben, danach müssen sie von Familienangehörigen außerhalb des Gefängnisses versorgt werden. Der Schmerz über die



Foto: Magdalena Kahlar

Die internationale Besucherinnengruppe im Gespräch mit Insassinnen der JVA Keerom

Trennung von ihren Kindern ist spürbar, wenn die (offiziell im Gefängnis verbotenen) Mobiltelefone gezückt und Kinderfotos herumgezeigt werden.

Einige Frauen haben sich zu Lerngruppen zusammengetan und unterrichten sich gegenseitig in Tok Pisin, das in PNG gesprochen wird, und Bahasa Indonesia, der Amtssprache in Indonesien. Ein Drittel der Frauen kommt von jenseits der Grenze, sie wurden beim Drogenschmuggel erwischt und nicht an PNG ausgeliefert. Die Sozialarbeiterinnen bemühen sich, beide Frauengruppen in Fortbildungsprogramme miteinzubeziehen. Das bleibt eine herausfordernde Aufgabe, denn die indonesische Propaganda, nach der indigene Papua in der Öffentlichkeit gerne mal als „Aff“ oder „minderwertige Menschen“ titulierte werden, reicht bis weit in den Pazifik hinein und sorgt bei den Frauen aus Papua-Neuguinea zunächst für Misstrauen und ein Überlegenheitsgefühl. In den Lerngruppen und mit Hilfe der Sozialarbeiterinnen können beiderseitige Vorurteile überwunden werden.

Ein verbindendes Element für die Insassinnen ist der christliche Glaube. Eine Seelsorgerin hält wöchentlich Gottesdienste in der gefängniseigenen Kirche auf dem Gelände und bietet Einzelgespräche an. Die Gottesdienste stehen Menschen aus der Umgebung offen, und so feiern

hundert von „Nicht-Häftlingen“ gemeinsam mit den Inhaftierten Andacht. Stolz sind alle auf den „Gefängnischor“, der im Juli 2025 den landesweiten Wettbewerb aller Gefängnischöre gewonnen hat. Superintendent Christian Abba, in dessen Kirchendistrikt sich das Gefängnis Keerom befindet, ist sichtlich begeistert, dass nicht eine einzige Frau während der Wettbewerbsveranstaltungen „das Weite gesucht hat“. Von seinem guten Willen hängt viel ab, denn mit einer von der Kirche bezahlten Kautions- und einem Empfehlungsschreiben von Pfarrpersonen ist oft eine frühere Haftentlassung möglich.

Nach ihren Wünschen für die Zukunft befragt, antworten die Frauen unisono, dass das Wohlergehen ihrer Kinder an erster Stelle stehe. Für unseren mehrstündigen Besuch und die Teilnahme am Gottesdienst wird uns begeistert gedankt. „Ihr seid lebendiges Zeugnis dafür, dass uns die Christinnen am anderen Ende der Welt nicht vergessen haben“, sagt eine Insassin gerührt zum Abschied. Als wir gemeinsam mit den Inhaftierten nach dem Gottesdienst eine Polonaise durch die Kirche machen und dabei lauthals „We are marching in the light of God“ schmettern, haben wir Tränen in den Augen ob diesen starken Frauen, denen ihr Glaube Kraft zum Durchhalten gibt.

Julia Ratzmann

„Paradiesvogel“ wider Willen

Interview mit Johanna Schmotz, Autorin des Buchs „Eingepackt und Mitgenommen“

Johanna Schmotz war gerade in der 1. Grundschulklasse, als ihre Eltern 1976 mit ihr und ihrem jüngeren Bruder zunächst zur Vorbereitung nach England und dann nach Papua-Neuguinea (PNG) ausreisten. Ausgesendet von Dienste für Übersee, einer kirchlichen Nichtregierungsorganisation, die Fachkräfte für Entwicklungsprojekte an Organisationen wie Brot für die Welt vermittelt, arbeitete der Vater von Schmotz im Yagaum Hospital in der Nähe von Madang als Leiter des Health Centers. Nach drei Jahren ließen die Eltern Johanna Schmotz nach einem Heimaturlaub bei der Großmutter mütterlicherseits in Neuburg an der Donau zurück, bevor sie für ein weiteres Jahr nach PNG gingen. Laut Schmotz „ein saudummes Arrangement, das eigentlich für niemanden funktioniert hat“.

Einfach war das alles nicht für ein zum Zeitpunkt der Abreise sechsjähriges Kind: Abschied nehmen, sich in neuer Umgebung zurechtfinden müssen, wieder Abschied nehmen müssen und wieder zurückkommen in eine fremd gewordene Heimat. Johanna Schmotz hat das über Jahrzehnte beschäftigt. Und schließlich hat sie entschieden, ein Buch zu schreiben. Was sie dazu bewegt hat das zu tun, erklärt Johanna Schmotz im Interview.

Was war Ihre Motivation, nach so vielen Jahren ein Buch über diese Zeit zu schreiben?

Diese Erlebnisse von damals und die Zurücksetzung, die ich empfunden habe, als ich in Deutschland bleiben musste, und auch die Anpassungsschwierigkeiten in Neuguinea und danach wieder in Deutschland. Das alles hat sehr gedrückt und war teilweise auch sehr schambelegt. Es war schwierig, darüber zu reden. Aber irgendwann habe ich gemerkt: Ich will mich aktiv damit auseinandersetzen. Und das habe ich dann in vielerlei Hinsicht getan. Als Sonderpädagogin habe ich aus den Biographien meiner Schülerinnen und Schüler viel über den Umgang mit

Scham, Trauer und Verlustängsten mitbekommen. Das hat mich dazu gebracht, eine Ausbildung zur systemischen Familientherapeutin anzufangen und mich mit solchen Dingen intensiv zu beschäftigen. Nach deren Abschluss war ich an dem Punkt, dass ich sagte: Ich bin jetzt reif, meine PNG-Geschichte niederzuschreiben. Der Schreibprozess hat fünfeinhalb Jahre gedauert. Ich habe ihn als anstrengend, aber auch befreiend erlebt. Ich habe viel recherchiert, viel mit den Eltern und Weggefährter*innen von damals gesprochen. Gleichzeitig habe ich noch einen Schreibkurs absolviert, weil ich das Ganze auch in einer guten Sprache präsentieren wollte.

Worin bestand die Zurücksetzung genau?

Als wir nach England gingen, war ich gerademal ein paar Wochen in der Schule. Ich wurde rausgerissen aus der ersten Klasse in Deutschland und musste dann ohne Englischkenntnisse in England zur Schule. In Neuguinea gab's nur gelegentlichen Unterricht von meiner Mutter. Und ich musste als weißes Kind von Entwicklungshelfer*innen dort erstmal meine Rolle finden, das war eine wahnsinnige Anpassungsleistung, die man erbringen musste. Und letztendlich wurde das dann damit honoriert, dass ich plötzlich alleine in Deutschland stand. In Summe war das einfach schmerzhaft, anstrengend (überlegt) ... als Kind habe ich das so empfunden: Ich hätte so sehr den Wunsch gehabt, normal zu sein, und war aber alles andere als das, weder in Neuguinea noch danach in Deutschland. Ich war einfach der Exot, der Paradiesvogel, das irgendwie etwas wunderliche Kind.

Wie war für Sie das Ankommen in PNG? Was hat sich für Sie verändert? Was waren die großen Herausforderungen?

Gefühlt hat sich erstmal alles verändert. Das war ja in den 1970ern. Da gab es beispielsweise nicht die Kontaktmöglichkei-



Foto: privat

Mit diesem Koffer war sie in PNG: Johanna Schmotz auf der Frankfurter Buchmesse.

ten nach Deutschland wie heute. Ich glaube, die größte Herausforderung lag in der exponierten neuen Rolle als Tochter des Chefs. Mit meinen damals 7 Jahren konnte ich das irgendwie so einigermaßen reflektieren, dass da was anders war. Mein Bruder ist fünf Jahre jünger. Der ist viel lockerer in das Ganze reingeschlittert. Mir war dieses Herausgehobensein sehr deutlich. Zudem waren die ganzen Strukturen, also Schule, Verwandtschaft und Freunde, komplett weg. Man hat sich einfach neu orientieren müssen. Es war dann dieses Fixiertsein auf die eigene Familie. Als Kind konnte man sich nicht so organisieren, dass man ohne weiteres Freund*innen fand, die in der gleichen Situation waren.

Hatten Sie Kontakt mit einheimischen Kindern?

Das gab's schon. Wir haben auch was zusammen gemacht. Aber das ist, wie gesagt, meinem Bruder wesentlich leichter gefallen. Allerdings sind die einheimischen Kinder nie zu uns ins Haus gekommen. Wir haben uns außerhalb verabredet und Fangen oder Verstecken gespielt. Einmal haben wir sogar miteinander ein Kanu gebaut. Ich bin auch mal mit der

Frau des Stellvertreters meines Vaters für ein paar Tage auf eine Insel gefahren und war dann dort das einzige weiße Kind. Bei alledem war mir aber immer sehr bewusst, wie ich den schulischen Anschluss verpasse.

Welche Erfahrungen und Erkenntnisse aus dieser Zeit waren für Sie prägend? Wie haben Sie und Ihre Familie sich in dieser Zeit verändert?

Mein Vater denkt wahnsinnig gerne an die Zeit in PNG zurück. Er sagt immer, wenn die Kinder nicht gewesen wären, wäre er heute noch dort. Meine Mutter hat das Klima schlecht vertragen, sie war oft sehr krank und hat in dieser Zeit auch noch zwei Kinder bekommen. Sie war also sehr beschäftigt. Mein Bruder hat das ganz gut weggesteckt. Die kleinen Geschwister können sich kaum erinnern. Ich persönlich habe einige Angsterfahrungen lange mit mir herumgeschleppt. Die vielen schönen Erinnerungen, die ich habe, waren oft von der Angst überlagert – das ist mir beim Schreiben klargeworden. Und ich war immer auch ein bisschen wütend auf unsere Eltern, weil sie uns diesem



Eingepackt & Mitgenommen Eine Kindheit zwischen Oberbayern und Papua-Neuguinea

Autorin: Johanna Schmotz
ISBN: 978-3-87214-590-1
Preis: 19,90 Euro
320 Seiten, deutsch
Auch als E-Book (epub)
erhältlich



www.erlanger-verlag.de

abenteuerlichen Leben ausgesetzt haben. Als Jugendliche war ich ganz unglücklich darüber. Der Gedanke, dass die Eltern anderen Menschen geholfen, dabei aber unsere Bedürfnisse so ein bisschen übersehen haben, war schmerzhaft. Über die Jahre habe ich dann gemerkt, dass ich viel Positives mitgenommen habe, auch an Fähigkeiten: Ich kann gut kommunizieren und mich schnell auf neue, auch extreme Situationen einstellen, ich kann mich gut in andere Personen reindenken. Die Fähigkeiten, die ich damals in PNG aufgebaut habe, helfen mir auch in meinem Beruf als Sonderpädagogin.

Welche Bedürfnisse haben ihre Eltern damals übersehen?

Nach mehr Schutz, nach Zugehörigkeit. Fragen wie „Zu welcher Kultur gehöre ich eigentlich?“, „Wohin soll ich mich orientieren?“, „Was sind die Perspektiven für mein Leben?“ – für mich war nicht klar, wie lange wir bleiben würden und wie es danach weitergehen sollte. Unklar war auch, welche Werte gelten. In PNG waren das teilweise ja ganz andere als in Deutschland. Ich fragte mich, wo ich mich diesbezüglich positionieren sollte. Es fehlte auch eine Art Peer Group, in der ich diese Unklarheiten und Ambivalenzen ansprechen hätte können. In der 4. Klasse war ich ein Jahr lang im Internat in Wau. Da gab es endlich mal Kinder, die in einer ähnlichen Situation waren wie ich. Da konnte ich andocken und habe mich wohl gefühlt. Das war in meinem letzten Jahr in PNG.

Was hätten Sie Ihrer Einschätzung nach nicht gemacht ohne die Zeit in PNG?

Vielleicht hätte ich mir die Sonderpädagogik nicht zugetraut und die Arbeit als Förderschullehrerin. Vielleicht hätte ich nicht so viele Reisen unternommen. Und vielleicht hätte ich etwas engere Grenzen im Denken und Fühlen. Ich glaube, ich konnte während der Zeit in PNG eine relativ gute Intuition dafür entwickeln, mich auf unterschiedlichste Menschen einzustellen und eine Fähigkeit, Situationen auszuhalten.

Was war die Herausforderung, als Sie wieder in Deutschland waren?

Die große Herausforderung bestand darin, sich wieder in ein Schulsystem einzufügen. Mir fehlten sehr viele Wörter und Kenntnisse. Zudem wusste ich nicht, was „in“ und „out“ ist, wie man sich kleidet, wie man sich benimmt. Ich war beispielsweise völlig überfordert von der ersten Schulaufgabe, die wir geschrieben haben. Im Grunde war alles erstmal eine Riesenüberforderung. Und dazu kam noch, dass ich das alles ohne Eltern hinbekommen musste, mit einer Oma, die traurig war, weil sie nicht die ganze Familie bei sich hatte. Immerhin kümmerten sich meine Tanten und Freundinnen meiner Eltern um mich. Aber diese Idee, selbst so eine Art „Sozialfall“ geworden zu sein, das war die Herausforderung für mich.

Wie hat sich dieses Zurückgelassen-Sein auf Ihr Verhältnis zu Ihren Eltern ausgewirkt? Wie war das, als die Familie wieder komplett in Deutschland war?

Das ist die Stelle, an der mein Buch endet, weil dann ein völlig neues Kapitel folgte. Das Verhältnis zu meinen Eltern war absolut nicht reibungsfrei. Zum einen hatte ich eine Tendenz zur Überanpassung nach dem Motto „Die dürfen mich nie mehr verlassen“. Ich dachte, ich müsse mich so gut benehmen, dass man mich nicht mehr alleine lässt. Auf der anderen Seite gab es aber auch eine innere Rebellion, auch zusätzlich vor dem Hintergrund, dass die Eltern sehr beschäftigt mit ihrer Wiedereingliederung in Deutschland waren. Das hat aus meiner Sicht viele Jahre in Anspruch genommen. Ich glaube, sie haben gehofft, dass wir Kinder uns schon irgendwie wieder gut in Deutschland finden würden. Das hat ja auch geklappt, aber es war schwierig. Für meine Eltern war es eine große Überraschung, dass ich nach so langer Zeit dieses Buch geschrieben und damit dokumentiert habe, dass das alles so leicht nicht war.

Spüren Sie jetzt, nachdem Sie das Buch geschrieben haben, eine Erleichterung?

Die Idee war, dem Ganzen mit dem Buch einen Rahmen zu geben und das alles mal differenziert zu beschreiben, mit allen Gefühlslagen rauf und runter. Aber diese Zeit, und was ich damals erlebt und gefühlt habe, wird mich nicht verlassen, es ist permanent da. Aber ich habe meinen Frieden damit geschlossen. Es wird keine große Krise mehr auslösen, aber es ist auch nicht so, dass ich jetzt eine Genugtuung oder Befreiung spüre. Mir war es auch schon vor dem Buch wichtig, diese Zeit aufzuarbeiten, für meine eigenen Kinder. Für die war ja vieles von dem, was ihre Mutter als Kind erlebt hat, unvorstellbar. Auch für meine Kinder und Nichten und Neffen wollte ich das nochmal gewissermaßen „gerahmt“ haben. Jetzt ist klar, der Opa erzählt's so, die Oma so, und das ist meine Perspektive, wie ich das als Kind erlebt habe.

Waren Sie später nochmal in PNG?

Nein. Meine Eltern waren im Jahr 2001 nochmal mit meinen kleinen Schwestern dort, weil die überhaupt keine Erinnerung daran hatten. Ich konnte mir lange Zeit nicht vorstellen, hinzufahren, auch weil ich die Situation vor Ort für ziemlich gefährlich halte. Aber ich hätte gerne Kontakt zu der Frau, mit der ich damals auf der Insel war und die mich so ein bisschen miterzogen hat. Leider habe ich auf meinen Brief an sie keine Antwort bekommen. Mein Vater meint, sie könnte schon gestorben sein. Ansonsten habe ich noch Kontakt zu meiner Grundschullehrerin am Internat in Wau – das finde ich sehr erfreulich -, zu ein paar anderen Entwicklungshelfer*innen von damals und zu einer Freundin aus dem Internat. Wenn wir uns treffen, merke ich, wie sehr die Zeit in PNG immer noch in uns drinsitzt. Diese Verbindungen sind echt schön und wichtig.

Ist Ihnen noch etwas wichtig?

Ja. Mir wäre wichtig, dass Kinder in Zukunft nicht so blauäugig mitgenommen werden, sondern dass man sie besser vorbereitet auf das, was auf sie zukommt. Und dass die Eltern sich bei aller Arbeitsbelastung noch den Blick auf die eigenen Kinder erlauben. Interview: Thomas Nagel

„Wer wird mich beerdigen?“

Krieg im Osten beendet Bischofsstreit im Kongo

Es ist kühl und mucksmäuschenstill in der Kirche der ehemaligen Bibelschule Kimbeimbe bei Lubumbashi im Südosten der Demokratischen Republik Kongo. Die Bibelschule ist seit Jahren geschlossen, aber für Konferenzen eignet sie sich noch immer. 13 Bischöfe und mehrere leitende Pfarrer der Evangelical Lutheran Church in Congo (ELCCo) sind am Morgen des 14. Oktober 2025 mit Gästen aus Kamerun, Tansania und Deutschland zusammengekommen, um zu beten. Und um ihn zu hören: Bischof Jean Claude Nawej erzählt, wie er die Einnahme seiner Stadt Goma durch die Rebellenmiliz M23 im Januar erlebte: „Wir hatten uns alle in unseren Häusern eingeschlossen. Mehrere Tage lang hörte das Gewehrfeuer auf den Straßen kaum auf. Hunderte von Menschen verloren ihr Leben. Und ich dachte: Wer wird mich beerdigen? In diesem Moment wusste ich, dass der Streit mit meinem Bischofsbruder in Bukavu aufhören muss. Eine Kirche muss zusammenhalten.“

Wenige Monate später war es soweit. Er und Bischof Bwanangela aus Bukavu gaben sich in Tansania die Hand und erklärten ihren Streit um die Leitung ihrer Kirche für beendet. Bischof Nawej optierte als Älterer für den Ruhestand und unterstützt fortan seinen Konkurrenten.

Bei der Konferenz aller Bischöfe der ELCCo in Lubumbashi bekräftigten sie das



Foto: Klaus Dotzer

Reichten sich die Hand zum Wohl ihrer Kirche: die ehemaligen Konkurrenten Jean Claude Nawej und Victor Bwanangela (v.l.n.r.)

noch einmal öffentlich und umarmten sich demonstrativ am Ende der Andacht. Victor Bwanangela heißt fortan der von allen anerkannte leitende Bischof der ELCCo.

Die Regionen Nord- und Süd-Kivu mit den Städten Goma und Bukavu leiden nach wie vor unter der Besetzung durch Rebellen. Ein Ende des Konflikts ist ungewiss. Aber der streitenden Kirche hat der Krieg zur Einsicht verholten. Neu geeint macht sie sich an ihre Arbeit und will wieder da sein für die Menschen.

Klaus Dotzer

Mission EineWelt  NEWS

Zeitschrift von Mission EineWelt - Centrum für Partnerschaft, Entwicklung und Mission der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern.

Herausgeber: Dr. Gabriele und DMin. Hanns Hoerschelmann

Verantwortlicher Redakteur i.S.d.P.: Thomas Nagel

Redaktion „Mission EineWelt News“: Thomas Nagel

Redaktionssekretariat: Alexandra Nießlein

Redaktionsadresse: „Mission EineWelt News“,
Centrum Mission EineWelt, Postfach 68,
91561 Neuendettelsau; Tel. 09874 9-1031, Fax: 09874 9-3180;
E-Mail: medien@mission-einewelt.de,
Internet: www.mission-einewelt.de

Layout: Daniela Denk

Druck: MHD Druck und Service, Harmsstr. 6,
29320 Hermannsburg

Bankverbindung:

Evangelische Bank eG; IBAN: DE12 5206 0410 0001 0111 11;
BIC: GENODEF1EK1

Bezugspreis: Die Zeitschrift EineWelt erscheint vier Mal
jährlich, Jahresbezugspreis 18 Euro,
Einzelheft 4,50 Euro, Auslandspreise auf Anfrage

Die Zeitschriften der Kooperation Missionspresse werden auf
FSC-zertifiziertem Papier gedruckt, die CO₂-Belastung durch den
Druck wird durch Kompensationszahlungen an klimaschonende
Projekte ausgeglichen.

Print  kompensiert
le. Nr. 124399
www.bfdm-online.de

MIX
Papier aus verantwortungsvoller
Forstwirtschaft
FSC
www.fsc.org
FSC® C019225